Ausländische Studierende erklären, warum es in Frankreich und Italien zu Protesten kommt

«Wie in einem Gefängnis» Nach den Demonstrationen in ihrer Heimat sagen Französinnen und ein Italiener, wie sie Schule und Uni zu Hause erlebten. Und sie beurteilen die Schweizer Hochschulen.

Der Bund, 23.10.2026

Claudia Schmid und
Benno Tuchschmid



Gabrielle Molho (links) und Estella Boess besuchten beide in Frankreich das Gymnasium. Sie können die Wut der Schülerinnen und Schüler verstehen. Fotos: Laurent Guiraud

Heftige Massenproteste erschüttern Frankreich und Italien. In Frankreich gingen letztes Wochenende sogar Hunderttausende auf die Strasse. In beiden Ländern kam es zu schweren Ausschreitungen mit Hunderten Verletzten und Tausenden Festnahmen. Begonnen hatte die Demonstrationswelle an den Schulen. Wir haben mit jungen Französinnen und Italienern gesprochen, die in der Schweiz studieren.

So sehen sie das Schweizer Bildungssystem im Vergleich mit demjenigen ihrer Heimat.

Gabrielle Molho (18)
Französin, Universität Genf

«Ich habe den Grossteil des Lycée in Paris gemacht – im 20. Arrondissement. Die Schule machte landesweit Schlagzeilen, weil der Direktor online mit dem Tod bedroht wurde, nachdem er bei drei Schülerinnen das Kopftuchverbot hatte durchsetzen wollen. In der Schule war es im Winter jeweils so kalt, dass wir die Jacke anbehalten haben. Unser Französischlehrer fiel ein ganzes Jahr lang aus – seine Vertretung war ein Schriftsteller, der keine Lust hatte, uns zu unterrichten. Er beleidigte uns, warf Dinge nach uns. Es war ein Debakel.

Ich hatte zwar auch gute Lehrerinnen und Lehrer. Aber alle waren müde und ausgelaugt. Genauso wie die Schüler. Wir litten unter enorm langen Präsenzzeiten – waren oft von 8 bis 18 Uhr in der Schule, danach kamen noch Hausaufgaben. All das nur, damit man die Noten hat, um an eine gute Uni in Paris zu kommen.

Die Unterschiede zum Schweizer Bildungssystem sind offensichtlich: Hier ist alles viel weniger elitär. Die Berufslehre ist angesehen, handwerkliche Berufe ebenfalls – in Frankreich hat beides einen schlechten Ruf und ist unterfinanziert. Für mich ist die heutige Situation die Folge eines enormen Politikversagens. Die Regierung versucht sich in oberflächlichen Retuschen, die nichts bringen. Zum Beispiel hat man allen Schülern Etuis verteilt, in die wir unsere Handys stecken müssen, damit uns der Bildschirm nicht ablenkt.

Die Gewalt an den Demonstrationen verurteile ich. Aber ich bin auch der Meinung: Wenn die Demonstrationen nur friedlich wären, dann würde niemand über die berechtigten Anliegen der Jugend reden. Mit Blick auf die französische Geschichte gilt: Demonstrieren – manchmal auch gewaltsam – gehört zu unserer Kultur. Frankreich ist mein Land und wird es immer sein. Aber eine Rückkehr kann ich mir nur vorstellen, falls ich anständig verdiene. Mit geringem Einkommen ist die Lebensqualität in Frankreich miserabel.»

Estella Boess (21)
Französin und Deutsche, Universität Genf

«Ich besuchte bis 13 eine öffentliche Schule in Vevey im Kanton Waadt. Danach zogen wir aus privaten Gründen ins französische Ferney-Voltaire direkt an der Grenze zu Genf. Es war ein echter Schock. Der Informatikraum in meiner Schweizer Schule war voller neuer Mac-Computer, im Lycée in Frankreich hatten wir schlecht funktionierende alte Windows-Kisten mit klapprigen Tastaturen. In der Schweiz sind Schulzimmer so eingerichtet, dass man sich zu Hause fühlt. In Frankreich erlebte ich die Schule als feindseligen Ort, wo sich niemand gern aufhält. Der Pausenhof ist mit Gitterstäben umzäunt; wer über Mittag die Schule verlassen will, braucht die Bewilligung der Eltern. Man fühlt sich wie in einem Gefängnis.

Diese Atmosphäre wirkt sich enorm auf die Motivation der Schüler aus. Mit den Lehrern hatte ich vor allem Mitleid. Alle wussten: Würden sie ein paar Kilometer weiter weg in der Schweiz unterrichten, würden sie das Vierfache verdienen. Ich überlegte mir anfangs, an der Sciences Po in Paris zu studieren. Doch als ich merkte, wie elitär das System mit seinen Vorbereitungskursen ist, da hat es mir abgelöscht. Ausserdem glaube ich, hier in Genf für mein Studium in Internationalen Beziehungen wirklich am richtigen Ort zu sein.»



Francesco De Marco machte den Master in Turin. Foto: Rahel Zuber

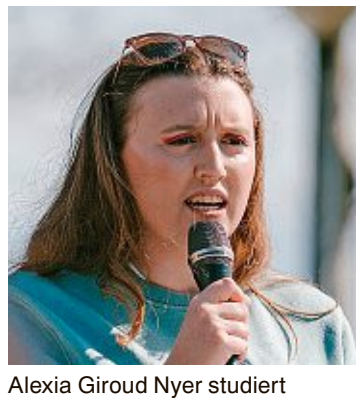
Francesco De Marco (26)
Italiener, ETH Zürich

«Ich lebe seit drei Jahren in Zürich, bin derzeit aber in Civitavecchia, einem Vorort von Rom, bei meiner Familie. Die Ausschreitungen in Mailand vom Wochenende sind in Italien natürlich gerade das Thema Nummer eins. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich jemals von so grossen Protesten gehört habe. In Italien läuft die Debatte auch in die Richtung, warum so viele junge Menschen an den Ausschreitungen beteiligt waren; viele dieser jungen Italiener haben Eltern, die eingewandert sind.

Ich finde, man sollte eher darüber diskutieren, warum diese jungen Menschen wütend sind. Was in Italien derzeit alle vereint, und da gehören auch die Studierenden dazu, sind die hohen Lebenskosten. Als Studentin oder Student zahlt man im Zentrum italienischer Städte mittlerweile um die 700 Euro für ein Zimmer – das ist auch nicht viel weniger als in Zürich, wo man zumindest mit einem Nebenjob noch einigermassen Geld verdienen kann.

Als Student hast du in Italien fast keine Chance, neben dem Studium zu arbeiten. Und auch wenn du arbeitest, reicht es nicht zum Leben. Deshalb wohnen auch viele Freunde von mir, die in Italien studieren, mit Ende 20 bei ihren Eltern, um Kosten zu sparen.

Ich persönlich habe, was die Infrastruktur der Unis angeht, keine schlechten Erfahrungen gemacht. Ich absolvierte meinen Master in Turin, das Unigebäude dort war jetzt nicht marode oder so; nach Zürich bin ich nicht gekommen, weil Italien so schlimm gewesen wäre, sondern weil mich unter anderem der Ruf der ETH lockte. Trotzdem fühlt es sich ganz anders an, in Italien zu studieren, weil es einfach viel mehr Leute sind: Beim Bachelor bist du je nach Studiengang einer von mehreren Tausend, in der Schweiz sind es ein paar Hundert. In Italien fühlst du dich auch viel länger wie ein Student; an der ETH wächst man schnell in die Rolle eines Mitarbeitenden hinein.»



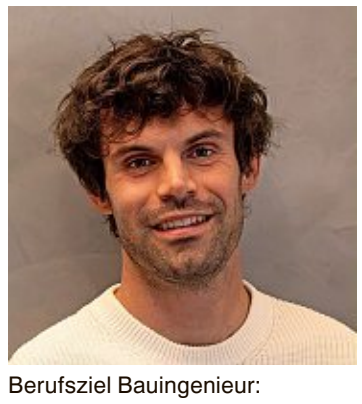
Alexia Giroud Nyer studiert in Lausanne. Foto: Adrien Buttier

Alexia Giroud Nyer (22)
Französin, Kanadierin und Spanierin, EPFL Lausanne

«In der Schweiz haben wir grundsätzlich grosses Glück. Unser System funktioniert recht gut. Es gibt aber auch hier Mängel. Ein Punkt ist das fehlende Lehrpersonal. Gerade Studierende der Pädagogischen Hochschulen weisen uns immer wieder darauf hin. In zehn Jahren dürfte sich die Situation aufgrund sinkender Kinderzahlen entspannen – doch in der Zwischenzeit entstehen Ungleichheiten: Klassen werden grösser, und je mehr Schülerinnen und Schüler in einer Klasse sind, desto schwieriger wird es, die Qualität der Bildung sicherzustellen. Zudem müssen PH-Studierende oft schon während der Ausbildung unterrichten, weil Lehrer fehlen.

Die Forderungen des Verbands der Schweizer Studierendenschaften (VSS) decken sich in Teilen mit jenen unserer Kolleginnen und Kollegen in Frankreich: freier Zugang zu den Hochschulen, bezahlbare Studiengebühren und Wohnungen, existenzsichernde Stipendien sowie mehr studentische Mitsprache. Deshalb stehen wir solidarisch hinter ihnen.

Am 20. November findet der sogenannte Youth Strike statt. Der VSS wird sich diesem Streik anschliessen und in Bern demonstrieren. Wir verurteilen jede Form von Gewalt und hoffen, unser Demonstrationsrecht in Ruhe ausüben zu können. Wir planen die Demo seit Monaten und haben alle Bewilligungen. Wir wollen unsere Anliegen friedlich, gut gelaunt und gelassen vertreten.»



Berufsziel Bauingenieur: Aurélien Sapin. Foto: PD

Aurélien Sapin (26)
Schweizer und Franzose, ETH Zürich

«Die Kritik der Protestierenden am französischen Schulsystem teile ich weitgehend: Es fehlt an Geld, worunter der Unterricht und die Chancengleichheit leiden. Die Schule ist aber nicht das einzige Problem. Lehrer sollten in Frankreich besser ausgebildet, besser bezahlt und mit besseren Arbeitsbedingungen ausgestattet sein. Auch die Infrastruktur sollte regelmässiger instand gesetzt werden.

Als französisch-schweizerischer Staatsbürger kann ich mir keine Rückkehr ins französische Berufsleben vorstellen. Ich finde es sehr traurig, denn Frankreich ist ein Land mit vielen Stärken – kulturell, wissenschaftlich und auch, was seine Bevölkerung betrifft.»